

Die Erbtante.

Eine Pfingstgeschichte von Maria Stahl (Minden).

„O wandern, o wandern, Du freie Bürgerschuld!“ schmeterte ein frischer Tenor die Landstraße...

„Heda, guter Freund“, redete er den ersten, besten Freund auf seinem Karren an, der ihm begegnete...

Der Bauer deutete mit dem Weitschenfittler querfeldein auf einen Pfad, der gerade in die Felder hineinführte.

„Recht's Aff?“ murmelte der junge Mann, ihm nachblickend, „verstehe Einer das Kladderbüschel!“

Und so ging er den schmalen Pfad gerade in die grünen Roggenfelder hinein.

„Wohlauf, die Luft geht frisch und rein“, fano er lustig in den sinkenden Abend hinaus, und schwenkte ab und zu den Strohhut hoch in die Luft...

Die Heckenrosen an den Grabenrändern hatten alle Knospen springen lassen und die kleinen Sumpfschilben waren ganz mit Bergfahnenmüch und goldgelben Manunteln angefüllt.

Schließlich verhummt das schmetternde Lied des jungen Wanderers, er atmete mit Wohlgefallen die balsamische Abendluft und lauschte den Stimmen der Natur.

Immer tiefer und tiefer ging er in das Wogen und Wehen der grünen Halme und silbernen Ähren hinein, durch die duftenden Kräuter der blumigen Wiesen und zwischen blühenschimmernden Obstbäumen hindurch, die wie riesigen Bouquet rosig und schmerzlich auf den Tristen standen.

Blöcklich stand er still und fuhr sich mit der Hand über die Augen.

Was das eine Vision? War er in den Garten des Paradieses gerathen und sah dort leibhaftig die Fee unter dem Lebensbaum sitzen?

Wundern thät es ihn eigentlich nicht. Er war ja ein Künstler und ein Sonntagkind, da war ihm das Leben doch wohl etwas Besonderes schuldig.

Unter einem alten Holzbirnenbaum, der wie eine Pyramide von Blüthenschnee neben einem verwitterten Grenzstein am Grabenbord stand, sah eine junge Frau, den ganzen Schooß voll Calmus und Bergfahnenmüch. Es war lieblich anzusehen, wie die Hände in der Blumenfülle wühlten und das Wirfeln zu großen Straußen ordneten, und während sie den Kopf tief auf die Arbeit beugte, summt sie leicht ein lustiges Liedchen vor sich hin.

Ein leichtes Geräusch ließ sie aufblicken, erstauut wandte sie dem fremden Touristen ihr frisches, rosiges Gesicht zu, das den Liebreiz der Jugend und Gesundheit zeigte.

Es mußte wohl ein Erschrecken in ihren großen, braunen Augen gefanden haben, denn mit einem lächelnden Blick auf sein verträubtes Aussehen, das die Spuren der Landstraße trug, sagte der junge Mann, den Hut ziehend:

„Mit Verlaub, Prinzessin Taufend-schön, ich bin kein Landstreicher oder Strödel, der nach Wörben oder Taschenuhren tradtet, sondern ein ganz rechtschaffener und braver Staatsbürger und guter Familiensohn, der von weit her gepilgert ist, um seine gute, alte Tante zu besuchen. Aber wie das so geht, bin ich von dem Wege zur Tante abgeirrt und in das Märchenland gerathen, wo verwunschene Prinzessinnen unter blühenden Lebensbäumen im Garten des Paradieses sitzen.“

Der Uebermuth des Fremden machte die Augen der jungen Frau lachen. „Wer ist denn Ihre gute, alte Tante und wo wollen Sie eigentlich hin?“ fragte sie aufstehend.

„Das sind zwei einfache Fragen, Frau Märchenprinzessin, aber die Antwort ist komplizirt“, erwiderte er näher tretend. „Sie würde Ihnen einen tiefen Einblick in das Dichten und Trachten meines Herzens gewähren, das bekanntlich höhe ist von Jugend auf. Meine gute Tante ist die Frau Amtsrath's Leisebein auf Hoppenrade.“

„Ihne sie nicht, ich habe sie nie mit diesen meinen Augen erblickt, ich habe sie sogar betrauert und ganz anständig gehaßt — und doch bin ich den weiten Weg von München hergepilgert, um sie zu Pfingsten zu besuchen“

und mich ernstlich um ihre Zuneigung zu bewerben.“

In dem Gesicht der jungen Frau malte sich eine große, lachende Ueber-raschung.

„Ja, mein Gott, warum thun Sie denn das?“ „Warum? o unschuldsvolle Frage! Weil sie meine Erbtante ist oder wenigstens wünsche ich, sie dazu zu machen.“

Der junge Mann hatte sich auf den Grabenbord gesetzt, Hut und Mäntel neben sich gelegt, die Arme auf die Arnie gestützt und blickte aus dem sonnenebräunten Gesicht, mit dem ganzen, schelmischen Uebermuth traufvol-ler und lebensfroher Jugend, zu seinem Gegenüber auf.

„Aber wie stellen Sie sich denn eigentlich diese Erbtante vor?“ fragte die Märchenprinzessin, die über dem Erstaunen ihre Blumen ganz ver-gaß.

Der Maler fuhr sich mit der Hand durch die dicke, blonde Mähne.

„Ich sehe, schönste Prinzessin, die Welt mit ihren Tüden ist Ihnen ein noch unentdecktes Land. Natürlich ist diese Erbtante ein schauderhafter, alter Drache, Insaufzig, Iniederig, rup-pig, Struppig. Wahrscheinlich trägt sie an Sonntagen atmofidische Blü-menhauben und baumwollene Hand-schuhe in der Kirche. Vielleicht schnupft sie auch und schnarcht im Schlaf wie zwei Männer. Und doch liebe ich sie ja so sehr, daß mich die Sektelucht nicht ruhen und rasten ließ, ich muß zu ihr!“

Die junge Frau lachte so laut und herzlich auf, daß sie sich beide Hände vor den Mund hielt.

„Wie kommt es denn, daß Sie diese Prachtantle bisher nicht gefannt haben?“

„Die Antwort auf diese einfache Fraae ist eine ganze Familien-geschichte. Mein Vater der Professor War-burg in München, war mit seinem Vater, dem Amtsrath Leisebein auf Hoppenrade, lebenslänglich todsfeind. Die Familien sahen und hörten nie etwas von einander und der Weg ist weit vom fernen Süden des Reichs bis hier herauf an die Grenze Medlen-burgs. Erst mit der Todesanzeige meines Onkels erfuhr meine Mutter, daß der Vater noch spät gebirtet hat und der verwitweten Frau sein angees bedeutendes Vermögen hinter-ließ. Nachdem auch mein Vater das Zeitliche gesanet, fiel meiner Mutter ein, daß die verwitwete Frau Amt-s-rath's Leisebein doch vielleicht eine prächtige Erbtante für mich abgeben könnte, da mein guter Vater uns von allen Schätzen der Erde nur solche hinter-lassen hatte, die nicht Wotten noch Kost treffen. Lange betämpfte ich ihre Erbtanten - Sehnsucht, bis sie mich vor die Alternative stellte, mit meiner Kunst nach Brod gehen zu müssen. Ich ließ mich aber an meiner Kunst und ihren Idealen verjündigen, will ich lieber den alten Drachen zähmen und die schauerlichste Tante der Welt um-armen. Als nun Pfingsten, das liebliche Fest, nahe und die Wanderlust erwachte, da fano ich todesmüthig: Reht reich mir Stab und Ordenskleid Der fahrenden Scholaren, Ich will zur guten Sommerzeit Zur alten Tante fahren!“

So weit wäre ich gekommen, nun hilt mir weiter, holde Blumenfee, wenn Du mich nicht gleich für immer hier in Deinem Märchen-Garten behalten wüßtest.“

Die junge Frau erröthete lebhaft unter den Blicken ihres Gegenüber, die eine nur zu deutliche Sprache der Bewunderung sprachen.

„Kommen Sie“, sagte sie, „wir können ein Stück Wegs zusammengehen, es wird Abend, Sie müssen sich beie-len, es ist nicht rathsam, alte Damen so spät zu hören“, fügte sie hinzu und lachte so lustig, aus vollem Herzen dazu, daß der Maler mitlachte. Sie fand natürlich die Geschichte mit der Erbtante spähig, so wie sie ihm im Grunde auch vorkam.

Und wie sie lachend und plaudernd nebeneinander durch den sinkenden Abend schritten, durch die schweren Duftwolken des reisenden Korns und der Baumbüthe, gestiel sie ihm so gut, wie ihm bisher noch nie ein Weib gefallen. Es war seltsam, wie ihre großen, fröhlichen Augen gleich Alles aus seiner Seele herauslodeten!

Schade, daß sie schon Frau Ober-amtmann Schnörkel war, wie sie sich vorstellte und sieben lebende Kinder hatte! Sie sah dabei aus wie ein Mädchen so schlant und leicht im Gang!

Enolich tauchte ein Kirchthurm an einer Biegun des Weges auf und ganz in Moiengrün und Blüthenschnee verdeckt lag ein Dorf vor ihnen, dessen Hüttenrauch friedlich in den klaren Abendhimmel stieg.

„Wie schade!“ fante der Maler aus tiefstem Herzen, als Frau Schnörkel ihm die Hand zum Abschied reichte, nachdem sie ihm noch erzählt, daß sie die Tante Leisebein gut tenne und daß diese allerdings der Vorstellung, die er sich gemacht, so ziemlich entspräche, „können Sie nicht mitkommen und mich einführen?“

„Aber bedenken Sie doch meine sieben Kinder!“ rief Frau Schnörkel, machte ihm sickernd einen allerliebsten Anix und verschwand eilig hinter einer Hecke, um den Pfad nach dem Nachbar-dorf einzuschlagen, wo sie zu Hause war.

Eine halbe Stunde später besand sich Franz Warburg in dem großen Landhause der Tante. Diefelbe war nicht mehr zu sprechen, ließ ihn aber,

nachdem er sich bei der Haushälterin legitimirt hatte, in ein großes, behagliches Fremdenzimmer führen und ihm ein gutes Mähl von kaltem Bra-ten, Schinken, Würst und einer klätsche Wein aufstehen.

Der Empfang war so übel nicht und nach seinem anstrengenden Tages-mähl schlief er bald tief und fest in dem blühendweißen, lavendelduftenden Linnen des großen Gastbettes.

Am folgenden Morgen weckte ihn eine goldene Pfingstfönne und zu dem offenen Fenster strömte Klagen- und Fliederduft herein. Die Vögel schmet-terten Festtagslieder und die Söhne auf dem großen Detonomehof träteten lustig.

Alles, was Franz Warburg von dem Hause und seiner Umgebung sah, war so statlich, reich und behaglich schön, so voll Ruhe, Ordnung und Frieden, als schwebte ein guter Geist über dem ganzen Besitz und etwas wie Heimathsgelühl schlich sich in seine Seele.

Schade, schade, daß die Tante solch ein alter Drache war! Er dachte an die hobeliche Frau unter dem alten Birnbaum und seufzte tief. Richtig! er hatte die Nacht von ihr geträumt, so unruhig und zehnsüchtig! daher noch das wehe Gefühl in seiner Seele.

Kaum war er angekleidet, da schickte die Tante und ließ sagen, sie erwarte ihn im Garten zum Frühstück.

Er nahm allen Muth zusammen und ging hinunter.

Im Garten, im tiefen Lindenschatten stand der Kaffeetisch, dessen süße Kuchendüfte mit Rosen, Flieder und Jasmin weisefierten. Da im großen Korbfessel, in einem großen, grauen haal gehüllt, mit dem Rücken nach dem Riesweg, den er dahertam, sah die geirrdete Tante, deren Gunst er erwerben sollte.

Als er dicht hinter ihr stand, wandte sie sich langsam um, ließ den Schmal fallen und ein Schrei der Ueber-raschung entschlüpfte ihm — seine Blumenfee stand vor ihm und auf dem Tisch prangte ein großer Strauß Kalmsus und Bergfahnenmüch.

Das ganze Gesicht der schönen Frau strahlte vor Vergnügen und lachendem Uebermuth.

„Wie gefällt Ihnen nun Ihre Erbtante, der alte Drache?“ fragte sie und knirzte schelmisch.

„Frau — Frau Schnörkel?“ fragte er verwirrt, verdukt.

„Bitte — Frau Amtsrath Leisebein — es ist nicht mit der Schnörkel und den sieben Kindern — es war nur eine kleine Rache dafür, daß Sie mich so schnell beerden wollen, eh' ich arme, alte Dame mal unter der Erde bin!“

„Und wieder knirzte sie sickernd.“

„Sie — Sie sind Onkel Leisebein's Witwe?“

„Na, die bin ich. Er war solch' ein lieber, prächtiger alter Herr und ich eine heimathlose Waise, als er mich schon auf dem Krankenbett heirathete, um mich zu versorgen, aus Dank für die Krankenpflege.“

„O, ich unfeliger Esel, was habe ich mir angethan!“ höhnte Franz Warburg und sah sie mit beiden Händen an den Kopf.

„Wir haben Sie's angethan mit Ihrem rührenden Selbstbekenntniß!“ lachte die reizende Tante, die heut' in ihrem weißen Morgenkleide noch viel jünger ausah. „Zur Strafe sollen Sie bei mir bleiben, mir die Schnupf-tabakdose und den Strickbeutel nach-tragen — warten Sie! ich werde Ihnen zeigen, was eine Erbtante ist!“

„Hurrah!“ rief Franz Warburg mit ausbrechendem Jubel, „Tantchen, sü-ßes Tantchen!“

Er blieb bei ihr nicht nur dieses eine Pfingstfest, sondern alle Pfingstfeste seines ganzen Lebens.

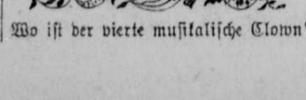
Alusion. Richter: „Sie sollen 4 Wochen im Freien kampirt haben.“ Strolch: „Ja, Herr Präsident, es geht nichts über ein — Himmelbett!“

Kritik der Sprache. 1. Bauer: „Säg'g' mool, worrüm der Kuckuck immer Kuckuck röhrt?“ 2. Bauer: „Weil hee nich Sperling seggen kann.“

Deplazirte Redensart. A.: „Wer sind die sechs Damen da, die sich so lange und so eifrig unterhalten?“ B.: „Das sind alleinstehende Damen!“

Sein Ideal. Onkel: „Alle neuen Häuser in Eurer Stadt sind ja im Kajernenstil gebaut.“ Lieutenant: „Nicht wahr, haben Geschmack, die Leute hier?“

Perzirkrib. Wo ist der vierte musikalische Clown?



„Muß i denn, muß i denn...“

Novellette von Frida Schanz.

Vom Kummer eines kleinen Jungen will ich erzählen, von einer winzigen wehen Kummerfelle in einem fröhlichen Jungenherzen. Denn diese kleine Wunde hat manchmal ganz toll gebrannt.

Es war aber auch eine fortgesetzte Kränkung. — Alle vier Geschwister Egberts waren musikalbegabt. Das besetzte, schon echt künstlerische Geigenspiel des kaum dreizehnjährigen Veltchen, Fritz und Elses gutes, exaktes Klavierspiel, — eine Freude war's, es anzuhören.

Nun fing das fünfjährige Tzchen auch schon an, sich mit dem schlanen Geigefinger die Sonatenmelodien der Großen merkwürdig richtig auf dem Flügel zusammenzufuchen.

Zwischen Else und dieser Kleinen aber hatte die Natur für den neuen Kraftanfang auf musikalischem Gebiet auch absolut gespart. Und diese Lücke, — das war eben der kleine Egbert.

Dieser liebe Junge mit dem offenen Gesicht und den dunkelbraunen Zwin-terhaaren war so unmusikalisch wie ein Reibeisen oder ein Tischbein.

Egbert aber spielte. Im Schweife seines Angesichts, bald dicht auf die Tasten, bald dicht auf die Noten starrend, hatte er im Laufe eines Jahres mit seinem geduldrigen Lehrer, den er nur selbst an Gebuld übertraf, den ersten Theil einer „Klavierschule“ durchgepaßt; dann glaubte sich der Meister aus Rücksicht auf sich und den Geldbeutel der Eltern zu einer offenen Erklärung verpflichtet.

„Hoppfen und Mähl sei an Egbert ver-lorren. Hier liege eine absolute Unbegabung vor, und bei des Jungen rüh-rendem Fleiß löse die vergebliche An-strengung auch noch kolossale Kräfte. Das einzige Vernünftige sei, Egbert's hie mit den Stunden und mit der Mußt überhaupt endgültig auf.“

Alles das hatten sich die Eltern längst gesagt. Sie ahnten nur leise, was bei der Freispredung ihres Sohnes von dem Marixium kommen wüßte.

Das tiefste Getränkthein nämlich. Egbert fand wohl, er lerne etwas schmer. Aber er fand sich absolut nicht unbegabt. Er fand von allem Klavierspiel der Welt nur seines schön; das übrige im Haus ertöndende ließ ihn völlig kalt.

Die zweite herbe Kränkung seines jungen Lebens! Denn aus der Gesangstunde im Gymnasium war der kleine Egbert auch höflich hinauskom-plimentirt worden, weil er jeden Chor ver-lürbe durch sein gänzlich falsches Singen. Und dabei war es auch hier wie beim Klavier. Von allem Gesang gefiel Egbert nur sein eigener. Mit leidenschaftlicher Begeisterung stimmte er gute Dissonanzen an.

„Ent! Wenn's die Klavierstunden auch nicht länger für ihn geben soll, er muß nicht. Das liegt nicht in seiner Art. Er nimmt sich nur eins mit seiner ganzen Jungenfestigkeit vor; das Klavierspiel giebt er nicht auf, er lernt sich's selber, ohne die dummen Tonle-tern und so Kinderlichen. Die an-deren werden schon noch sehen, — ihr blaues Wunder.“

Mehr h ö r e n mußten sie das. Egbert, der wie ein Stohvogel aufs Klavier zuckte, wenn es frei war, be-reichte sich seine Ohrenschmalze aus einem gewissen Stolz am liebsten bei geschlossener Thür. Aber er spielte da-für mit kräftiger Macht, die sie nicht im Verbotenen lieh.

Die Kritik erhob sich dafür im Neben-zimmer entsprechend deutlich und laut.

„Gagh, falsch! — An, Egan! — Hiss, Hiss, mein Junge! — Das ist ja zum Ohrenzerreißen! — Scheußlich, Egbert! — Lieber auter Egbert, tannt Du jeht nicht mal ein einziges bißchen mit mir Domino spielen?“

Die feinfühlende Else, der Domino schredlich war, kleidete den Ausbruch ihrer Pein in die letztere zarte Bitte.

Und Egbert folgte ihr tiefgetränkt. Es waren Menschen, diese seine lieb-ten Verwandten! Nein, wirklich wahr! Wo er die Vorelen jeht so rasch spielen konnte! Das nicht schön zu finden! Ungerecht einfach! Sein Leben hätte's ihm schon wirklich verbittern können, wenn Tante Fintelke nicht gewesen wäre!

Diese Tante — Ur-Ur Tante hätte sie wohl eigentlich heißen müssen — sie war in einem trummen alten Frauchens dürftiger Gestalt der lichte Trostengel für Egbert's junge Leiden.

Und Tante Fintelke, die Schlich-terne, Linkische, mit dem ewigen Ver-legenheitsausdruck zwischen den alten Fingern, war Egbert's dankbares stau-nendes Publikum.

Sie verstand von Musik nicht sehr viel. Sie hörte auch nicht mehr sehr gut, aber — ihr geziel Egbert's Spiel! „O, wie spielt Du doch schön!“ pflegte sie mit einer gewissen Finger-festigkeit zu sagen, wenn der zweifelbafte Künstler mit einem falschen Akkord eine seiner Müßelstufungen schloß.

„Mein Junge, spiel Du nun auch!“ flüßterte sie ihm zu, wenn unter dem Pfeifeln der Eltern ein Trio der drei Großen zu Ende gegangen war.

Und Egbert war seiner Verehrerin gern gefällig.

Stolz seht er sich auf seinem Lieb-lingsplatz am Flügel zurecht zur Vor-sührung seiner Stüde. Jeht Well-sieder, eiliche Tänze und zwei Choräle waren jeht sein Repertoire.

Jealiche Melodie spielte er falsch. Dafür nahm er sämtliche Beglei-tungen im Sturm auf, ungebunden von allen Behinderungen durch Takt-eeleje.

Schneidend klang's in die feinen Mustrohren der Seinen.

Aber Tante Fintelke lauschte ver-liebt und verzückt. „Müchtest Du das wohl noch einmal spielen, Egbertchen? Das war prachtvoll! Nein, wie spielt Du doch schön,“ ging ihr Lob.

Und das war Trost und Labfal für den vertanneten Künstler. Er gab auf Tante Fintelkes Gesamach viel!

„Mutter, ich kann jeht „Lied aus Martta“, Tante Fintelke hat's er-tannt.“

Das war mit so rührender Genug-thung gefagt, daß die Frau Justiz-rath ihren Hauptmusikanten unbedingt einmal abtüssen mußte, um ihr Lachen zu verbeihen.

„Die Freude läßt der sich nicht neh-men!“ dachte sie.

Rein, vorläufig nicht! Er hat Tante Fintelke bei deren legtem Aufenthalt noch musikalische Wohlthaten erzielt, die ihr altes Herz und sein junges fester als je zusam-mensteteten.

Er war aber auch am traurigsten, als das Betrübende geschah. Tante Fintelke, die Demüthige, ward plöchlich im Hause zur Aufregung verbeirenden Hauptperson.

Sie, die immer tränklich, nie krank gewesen war, erkrankte im Laufe einer Nacht bei den Gastfreunden an einer Lungenentzündung so besigt, daß jedes Transpororten ausgeschlossen war.

Sie lag vier Tage im starken Fieber und großen Schmerzen im kleinen Fremdenzimmer.

Das ganze Haus diente der Schwer-leidenden unbenutzt. Aus Respekt vor ihr war alles still, die zartesten Rüd-füßchen berührten, Küßtern, auf den höchsten gehen. Natürlich kein Klavierspiel im Haus! Alle Stunden waren abgefagt.

Das war das Allerungewöhnlichste, das Fierliche.

Der Doktor war dreimal dagewesen. Die Mutter hatte zu Mittag geweint. Nun ist sie schon seit Stunden drin. Vater auch. Stumm sitzen die Geschwi-ster am Esstisch. Nur Feder-trigeln, Büchereientwürfeln ertönt.

Da, — die Mutter kommt herein! Sehr blaß, dabei so glänzend ihr Gesicht, so eigen.

Alle Kinder springen auf. „Egbert“, sagt die Mutter sanft, geht gerade auf ihn zu und legt die Hand auf seinen Kopf. „Egbert, die Tante läßt Dich um etwas bitten! Du sollst ihr etwas vorspielen, sie sehnt sich danach.“

Mit ungläubigem Entzücken sieht Egbert seine Mutter an.

„Ihren Lieblingschoral, Eggi, Be-siehl Du Deine Wege.“

Erstauut ahnungslos sieht Bruder Hans Else an. „Mutter, soll ich nicht?“ fragt er dann höflich.

„Nein, Eggi soll!“ sagt die Mutter bestimmt. „Sie wünscht es so.“

Und Egbert ist hochbealüdt.

Er stürzt nach dem Flügel. Seine Klavierschule mit den vom Blättern zerwürbten Seiten heraus! Und nun los! Jeden Akkord probirt er erst einmal. Nein, so nicht! So geht's! Jeht kommt Schwung. Und leblich richtig hört man wirklich die Choralmelodie. Er schließt mit einem sechs-klang et-was auseinanderlaufender Töne.

„Hm gefiel's!“

Und o Freunde! Die Mutter kommt aus Tante Fintelkes Schlafzammer jeht lächelnd zurüd, — die Augen da-bei voll Thränen. „Gag!“ sagt sie. „Und nun rasch noch eins. Es war herrlich gewesen, läßt die Tante Dir sagen. Nun noch ein Fröhliches!“ „Muß i denn, muß i denn zum Stäble hin-aus“ sollst Du ihr spielen!“

Das freut ihn! Da fauste Meister Egbert los!

„Muß i denn“, — das war sein Lieblingslied! Das nimmt er immer im Sturm. Kopfüber, kopfunter purzeln die Noten. Holterdipolter! Melodie und Begleitung in argem Zwiepsalt. Aber immer fröhlich weiter, weiter — Bis sich der Mutter sehr kühle Hände auf einmal weich und zart vor-rückwärts auf seine schmalen heißen Büdenanagen legen, bis ihre Stimme flüßter: „Nun hör auf, lieber Junge, nun ist's genug!“ so leise, so hauch-leise —

So keife ist ein paar Tage alles im Hause zugegangen.

Tante Fintelke ist gestorben. Unter Egbert's: „Muß i denn, muß i denn“ ist sie eingeschlafen. Nicht schmerzvoll. Fröhlich und leicht!

Die Mutter hat den Kindern ge-sagt, einen so schönen Tod habe sie nie gesehen. Es sei gewesen, als fühle sie genau, nun ginge es in ein viel schö-neres Lor d.

Haufe kam wieder ins alte Geleis. Und doch — etwas hat gefehlt. Er mochte nicht mehr. — Und er konnte sich selbst nicht recht erklären, warum er nicht mehr mochte.

Vielleicht war's ein zu feierlicher Schauer im Gemüth. Vielleicht die un-beachtliche Ueberzeugung, daß er es zu höheren Ehren in seiner Karriere nicht bringen konnte, als er's gebracht. — Enerfisch, wie er war, ohne viel Auf-hebens, hat er Schluß gemacht.

Seine reiche Begabung lag auf ganz anderem Feld. Die ist ihm bald da-nach aufgegangen, und ihr hat der tüchtige Junge mit bestem Erfolge seiner Jugend angestrengte Kraft ge-widmet.

Ein lustiger Uebersehungsmüther. Es mögen wohl schon an zwanzig Jahre vergangen sein, daß ich — so erzählt der „Tägl. Rundschau“ ein Mi-tarbeiter — in einem französischen, aus dem Deutschen überleierten Roman schmückerte. Da stieß ich gänzlich un-erwartet, gänzlich außer Zusammen-hang mit dem übrigen Text, auf den Satz: „Il etait chef d'escadron“. Was sollte es heißen? Es war bis dahin von militärischen Dingen gar nicht die Rede gewesen und ein „Rittmeister“ spielte erst recht nicht hinein. Meine Neugierde wurde in dem Maße ge-weckt, daß ich mir de neuchâten Ori-ginalroman aus der Leihbibliothek holen ließ. Und was stand dort: „Er war eine Schwadroner.“ Schwadron gleich escadron, Schwadroner also gleich chef d'escadron.

Zum ehelichen Frieden. Der wohlweise Magistrat des Schwarzburgischen Städtchens Blans-tenburg erließ im Jahre 1594 eine Verordnung, in welcher ausschließlich befohlen wurde, „daß die Frau, die ihren Mann wirft oder schlägt, nach Verfinden mit Geld oder Gefängniß bestragt werden und, wenn sie Ver-mögens hat, dem Kathedriener ein wol-lenenes Kleid geben soll. Ist der Mann weiblich und stellt keine Klage gegen die Frau, die ihn geschlagen oder ge-raut hat, so soll er mit Gefängniß oder sonst willkürlich bestragt werden. Auch soll ihm noch überdies das Dach auf seinem Hause aufgehoben wer-den.“ Durch letztere Strafe wollte man unstreitig der ganzen Stadt kund thun, welch ein „Schlappmüch“ der betreffende Gemann, und daß er voll-kommen unter die Postoffelber-schaft seiner Frau Eheliebsten gera-then sei.

Im Oberschwäbischen war es fröher gebräuchlich, daß freischützige (Ehelenie zusammen in den „Dura“ (Thurm) eingesperrt wurden. Sie erhielten ein Messer, ein e Gabel, ein e Stuhl und ein e Lager. Das schlug jeht immer an! Man sah nicht selten Beide aus dem Thurm in größ-ter Einigkeit Arm in Arm ins Wirthshaus gehen, um bei gut'm Essen und Trinken das Friedensfest zu feiern. In Memmingen war das Verfabren beliebt, gänzlich Ehelenie in Verwahrung zu bringen und mit ein e m Löffel essen zu lassen. In der Memminger Chronik steht u. A. von Jahren: „Anno 1624, den 13. Juli, hat man zwei Ehelenie, so übel mit einander gelebt, in das Blochhaus ge-fahrt und mit ein e m Löffel essen lassen.“

And ein Kunstfreund. Maler: ... Wenn Sie den Hund mit auf dem Bilde haben wollen, kostet's mehr!“

Ehemaliger Fleischermeister: „Der könnten S' aber doch als Zuwaag malen!“

Evelantiu. Maler: „Ja, was wollen denn Sie hier mit dem Schwein?“

Bauer: „Entschuldiggen Sie nur, Herr Professor, mein Gäuche wird heut' geschlachtet und da möcht' ich vorher noch dabon a Ansichtspostkarte haben!“

Nicht so einfach! Herr: „Warum macht Ihr immer statt Eurer Unterschrift drei Kreuze? Ein's wär' doch auch genügend!“

Bauer: „Waar' net aus! ... Glau-ben S', dees is so einfach, wenn ma' net schreiben kann!“

Medernes Venie. „Sehen Sie, dort in der Ecke stht der berühmte Dichter Schlambumsthy — ein hochbegabter Mensch!“

„So? Welchen Werthen verdankt er eigentlich seinen Ruhm?“

„Werken? Ja, was glauben Sie denn? Zum Arbeiten ist der viel zu -nial!“

Wissenschaftlicher Vortrag. „Sehen Sie, meine Herrschaften, von den Dimensionen des Strus kann man sich gar keine Vorstellung machen; der Mond wiederum ist als Weikörper ziemlich klein. Daraus erkennen Sie, daß die Erde, die wir bewohnen, gerade die richtige Größe hat.“

„Gut ausgedacht!“

Neu reichs durch Erbschaft plöch-lich reich gewordenen Bädermeisters: „Ach werde also, lieber Voisl, zwei Bäder über den guten Ton und die seine Gtite taufen! ... Das eine lesen wir fleißig und das andere lassen wir unangehört auf unser'm Sa-lontisch liegen, daß es so ausseht, als ob wir das Buch gar nicht nötig hät-ten!“

Drei verschiedene Meinungen ma-chen einen Stammtisch.